

Zeitschrift: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde

Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel

Band: 111 (2011)

Artikel: Das Familienbuch von Johann Rudolf Burckhardt

Autor: Nünlist, Nadia / Salm, Rebekka / Suter, Katharina

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-391674>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Familienbuch von Johann Rudolf Burckhardt

von Nadia Nünlist, Rebekka Salm, Katharina Suter, Martina Vetterli

Johann Rudolf Burckhardt

Nadia Nünlist

Die Burckhardts in Basel

Die Familie Burckhardt, auch heute noch eines der bekanntesten Basler Geschlechter, hat ihren Ursprung als Basler Patriziergeschlecht im 16. Jahrhundert.¹ Der Stammvater Christoph Burckhardt (1490–1578) wanderte aus dem Schwarzwald nach Basel ein, wo er 1521 das Zunftrecht der Safranzunft erwarb, 1523 Basler Bürger wurde und sich schliesslich 1536 in die Schlüsselzunft einkaufte. Ab 1533 sass er im Grossen Rat, in dem die Familie bis ins 20. Jahrhundert ständig vertreten war. Daneben war er sehr erfolgreich als Tuch- und Seidenhändler tätig. Auf die sechs Söhne aus seiner zweiten Ehe mit der Bürgermeistertochter Gertrud Brand führen sich die verschiedenen Linien des Geschlechts zurück. Da diese sechs Söhne ausschliesslich Ehen mit Töchtern aus den besten Familien in Basel schlossen, waren die Burckhardts bereits im 17. und 18. Jahrhundert mit allen führenden Familien der Stadt verschwägert (Iselin, Merian, Sarasin, Staehelin, Vischer, Wettstein). Diese Tradition setzte sich auch bei Johann Rudolf Burckhardt fort, der zunächst eine Lachenal, dann eine Iselin und schliesslich eine Merian heiratete. Im 17. Jahrhundert stand die Familie auf dem Höhepunkt ihrer politischen Macht, ein Fünftel der hohen Ämter wurde von ihr besetzt. Über Jahrhunderte war zudem immer ein Burckhardt Mitglied des Kleinen Rates. Diese Ära endete erst 1875. Ferner hatten im 19. Jahrhundert insgesamt vier Burckhardts das Amt des Bürgermeisters inne, daneben besetzten mehrere Angehörige der Familie eine Professur an der Universität Basel. Einer der Berühmtesten unter ihnen war der Historiker Jacob Burckhardt (1818–1897), ein Enkel Johann Rudolfs.

1 Fränzi Jenny: Buurget, Saaresyy und Meeriaa. Alteingesessene Basler Familien und ihre Geschichte, Basel 2004, S. 23. Dort auch das Folgende.

Johann Rudolf Burckhardts Leben

Johann Rudolf Burckhardt kommt 1738 als Sohn des Handschuhfabrikanten Johann Rudolf Burckhardt (1698–1756) und dessen Frau Helena (1706–1779), geborene Birr, zur Welt.² Sein Familienzweig gehört der Theodor-Linie an, die auf den Sohn Theodor (1549–1623) des «Stammvaters» Christoph zurückgeht. Johann Rudolfs Grossvater Bonifacius (1656–1708) war Pfarrer in Riehen, sein Urgrossvater Christoph (1631–1705) Oberstzunftmeister in Basel. Bereits 1756 stirbt Johann Rudolfs Vater. Danach nimmt ihn sein Onkel Anton Birr (1693–1762), Professor an der Universität Basel, in seinem Haus auf, lehrt ihn Lateinisch und Griechisch und unterstützt den erst Achtzehnjährigen bei der Vollendung des bereits begonnenen Theologiestudiums. Burckhardt wächst zu einer Zeit auf, als Basel ca. 15 000 Einwohner hat, die noch innerhalb der Stadtmauern leben. Das strenge Staatskirchenwesen, das in Basel herrscht, hat zur Folge, dass die Teilnahme an Gottesdiensten und dem Abendmahl theoretisch obligatorisch ist. Jedes Jahr werden die Bürger auf die Basler und die Geistlichen auf die Helvetische Konfession verpflichtet. Der «conventus pastorum» wacht über die reine Lehre. Religiöse Versammlungen in Privathäusern werden stark eingeschränkt oder gar verboten. Wer die reformierte Kirche angreift, macht sich strafbar, wird je nach Schwere des Falles inhaftiert, ausgepeitscht, oder des Landes verwiesen.

Während des Theologiestudiums begegnet Burckhardt als junger Student Johann Balthasar Burckhardt (1710–1792), Jakob Christoph Beck (1711–1785) und Emanuel Ryhiner (1695–1764), die wichtige Vorbilder für ihn werden. Sein beruflicher Werdegang wird aber in erster Linie von Pfarrer Hieronymus Annoni (1697–1770) beeinflusst, einem Pietisten, zu dem er als Gymnasiast nach Muttenz in die Messe gepilgert ist.³ Bei diesem Buss- und Erweckungs prediger tritt er nach dem erfolgreichen Abschluss seines Studiums 1762 ein Vikariat an. Schon kurz darauf verlobt er sich mit dessen Stieffgrossstochter Esther de Lachenal.⁴

Da die Chancen auf eine Pfarrerstelle in der Schweiz sehr gering sind, übernimmt Johann Rudolf Burckhardt 1764 die deutsche

2 Die knappe Schilderung des Lebenslaufs stützt sich vor allem auf Abel Th. Burckhardt: Johann Rudolf Burckhardt, eine Pfarrergestalt aus dem alten Basel, seine Frömmigkeit und sein Wirken, sein Familienleben und die religiösen und kirchlichen Verhältnisse seiner Zeit, Basel 1944, S. 8f.

3 Ernst Staehelin: Die Christentumsgesellschaft in der Zeit der Aufklärung und der beginnenden Erweckung. Texte aus Briefen, Protokollen und Publikationen, Basel 1970, S. 23.

4 Burckhardt (wie Anm. 2), S. 18.

Pfarrstelle in Markirch (Sainte-Marie-aux-Mines) im Elsass, wo er im darauffolgenden Jahr auch heiratet.⁵ Doch bereits nach einem Jahr im Amt verlässt er das Elsass wieder, da er im Dezember 1765 zum zweiten Diakon von St. Peter gewählt wird. Diese Stelle tritt er 1766 an, arbeitet allerdings während des ersten Jahres noch ohne Besoldung und Logis im Pfarrhaus, da dort noch die Familie seines verstorbenen Vorgängers residiert.⁶

Anfangs besteht Burckhardts Hauptaufgabe aus dem Unterrichten der Jugend, doch schon bald rückt er auf die Stelle des Hauptpfarrers vor. 1770 zieht er in das Pfarrhaus an der Stiftsgasse. Kurz darauf, am 17. November 1771, stirbt seine erste Gattin nach einjähriger Krankheit. Im Familienbüchlein wird sie nur am Rande erwähnt, was darauf zurückzuführen sein dürfte, dass sie kinderlos stirbt.⁷ Schon kurze Zeit später heiratet er Valeria Iselin, eine Angehörige eines berühmten Basler Geschlechts. Sie schenkt ihm sechs Kinder, verstirbt aber bereits 1779 nach der zwei Monate zu frühen Geburt ihres Sohnes Johann Franz. Nach diesem Schicksalsschlag heiratet Johann Rudolf Burckhardt bereits ein Jahr später die zwanzigjährige Margaretha Merian, mit der er bis 1802 weitere 15 Kinder zeugt. Obwohl die Entlohnung für den Pfarrer eher bescheiden ausfällt⁸ und er einen kinderreichen Haushalt zu unterhalten hat, kann die Familie dank den vermögenden Familien der beiden Gattinnen gut leben.

Die Petersgemeinde zählt zu Johann Rudolf Burckhardts Zeit ca. 3500 Seelen, die vom Pfarrer und seinen zwei Helfern, den Diakonen, betreut werden. Einen grossen Teil der 240 jährlichen Predigten hält er in den Anfangsjahren noch selbst.⁹ Zu den weiteren Aufgaben des Pfarrers gehören die Sorge für die Armen und Kranken sowie Hausbesuche, bei denen der Kirchenbesuch der Erwachsenen, das sittliche Verhalten der Mägde und Knechte, das Betragen der Kinder und das Bibellesen erfragt werden.¹⁰ Eine weitere Aufgabe besteht in der Betreuung der Gemeindeschule für Knaben, die der Petersgemeinde angeschlossen ist. Burckhardt ist ausserdem Mitglied des Kirchenrates «Conventus pastorum». Dieser setzt sich aus dem Antistes (dem Oberstpfarrer am Münster), den Hauptpfarrern zu

5 Staehelin (wie Anm. 3), S. 23.

6 Burckhardt (wie Anm. 2), S. 24.

7 Ebd., S. 25.

8 Ebd., S. 32. Jährlich erhält er 32 Viernzel Kernen (1 Viernzel = 273 Liter), 4 Viernzel Haber, 16 Saum Wein (1 Saum = 150,1 Liter) und 306 Pfund, 11 Schilling und 4 Batzen.

9 Ebd., S. 25f.

10 Ebd., S. 26f.

St. Leonhard, St. Peter und St. Theodor und den vom Magistraten zur Kirchenleitung abgeordneten Räten, den sogenannten Deputaten, zusammen.

Am 30. August 1780 wird in Basel eine christliche Gesellschaft gegründet, deren Präsident der Professor der Theologie Johann Wernhard Herzog (1725–1815) ist, welchem neben einigen Laien auch Burckhardt sowie Pfarrer Meyenrock von St. Alban zur Seite stehen.¹¹ Bekannt ist die Gesellschaft unter dem Namen «Christentumsgesellschaft» oder «Deutsche Gesellschaft», da sie auf die Initiative der Augsburger Pfarrer Johann August Urlsberger (1728–1806) gegründet wurde.¹² Johann Rudolf Burckhardt ist an zwei Gründungen beteiligt, die durch Männer der Christentumsgesellschaft vorgenommen werden. Bei der einen handelt es sich um die Bibelgesellschaft, bei der anderen um die Traktatgesellschaft. Im Jahre 1815 wird dann schliesslich noch die Basler Missionsgesellschaft gegründet, an der er selbst zwar nicht direkt beteiligt ist, für die aber sein Sohn Christoph als Lehrer an der Missionsschule tätig ist.¹³

Gegen sein Lebensende hin zieht sich Burckhardt wegen gesundheitlicher Probleme immer mehr zurück. Zunächst schwindet seine Sehkraft, dann macht ihm das Gedächtnis Schwierigkeiten, und ab 1814 nimmt auch die Stimme ab, so dass er sich Gedanken über seinen Rücktritt macht. Er bleibt allerdings bis zu seinem Tod im Amt.¹⁴ Am 20. Januar 1820 stirbt Johann Rudolf Burckhardts 22 Jahre jüngere Gattin Margaretha, er folgt ihr wenige Monate später, am 14. Mai 1820, nach.¹⁵

Johann Rudolf Burckhardts religiöses Erbe wird teilweise von seinen 15 Kindern, die ihn überlebt haben, weitergetragen. Fünf seiner Söhne schlagen ebenfalls eine theologische Laufbahn ein. Jakob wird Antistes, Daniel Dekan in Sissach, Johannes Pfarrer in Schaffhausen, Christof Missionar und Johann Rudolf Lukas wird Pfarrer in Münchenstein und später Rektor der höheren Töchterschule in Basel. Der älteste Sohn Johann Lukas schliesst sich zur Zeit der Staatsumwälzung um 1798 den Freunden der Revolution an, was seinem Vater kaum gefallen haben dürfte. Auf diesen Konflikt soll später noch genauer eingegangen werden. Auch die restlichen Kinder aus dem Hause Burckhardt schlagen grösstenteils erfolg-

11 Staehelin (wie Anm. 3), S. 145.

12 Burckhardt (wie Anm. 2), S. 51.

13 Ebd., S. 56ff.

14 Ebd., S. 100.

15 Ebd., S. 104ff.

reiche Karrieren ein und heiraten wie ihr Vater in Familien der Basler Oberschicht ein.

Im Folgenden soll eine Aufstellung aller Kinder Johann Rudolf Burckhardts eine Übersicht über die Familie bieten.

Die Kinder von Pfarrer Johann Rudolf Burckhardt zu St. Peter¹⁶

1. Ehe mit Esther Lachenal, geboren 1735, gestorben 1771, kinderlos.
2. Ehe mit Valeria Iselin, geboren 1749, gestorben 1779. Kinder:
 1. Johann Lukas, 1773–1836, Handelsmann und schweizerischer Konsul in Moskau, verheiratet mit Susanna Lang.
 2. Johann Rudolf, 1774–1829, Arzt und Professor der Medizin, verheiratet mit Esther Socin.
 3. Helena, geboren 1775, verheiratet a) mit Johann Zäslin, Kaufmann b) mit Samuel Gerber, Handelsmann in Bern.
 4. Christoph, 1777–1780.
 5. Hieronymus, stirbt 1778 im Alter von 2 Monaten.
 6. Hans Franz, 1779–1845, Buchhändler in der Brüdergemeinde, stirbt in Gnadau.
3. Ehe mit Margaretha Merian, geboren 1760, gestorben 1820, Kinder:
 7. Peter, 1781–1850, Spediteur im Kaufhaus, verheiratet mit M. Magdalena Bernoulli.
 8. Maria Salome, 1782–1862, verheiratet mit E. Schnell, Kaufmann im Spalenhof.
 9. Samuel, 1783–1844, Rotgerber, verheiratet mit Katharina Magdalena Basler.
 10. Maria, 1784–1840, verheiratet mit Wilhelm Oser, Kerzenfabrikant.
 11. Jakob, 1785–1858, Antistes, verheiratet mit Susanna Maria Schorndorff, Vater des Kultur- und Kunsthistorikers Jacob Burckhardt (1818–1897), 1833 zweite Ehe mit Johanna Wilhelmine Stark.
 12. Margaretha, 1786–1866, verheiratet mit Leonhard Respinger.
 13. Daniel, Dekan in Sissach 1788–1833, verheiratet mit Anna Maria Linder.

16 Ebd., S. 104ff.

14. Anna Katharina, 1789–1863, verheiratet mit Nikolaus Reber, Handelsmann, stirbt in Königsfeld als Mitglied der Brüdergemeine.
15. Emanuel, 1790–1800.
16. Veronika, 1791–1793.
17. Christoph, 1794–1818, Missionar in Ägypten und Syrien.
18. Johannes, 1798–1869, Pfarrer in Schaffhausen, verheiratet mit Amalia Karolina Peyer.
19. Emanuel, geboren 1799, stirbt als Kind.
20. Johann Rudolf Lukas, 1800–1862, Pfarrer, später Waisenvater und Rektor der Töchterschule, verheiratet mit Luise Raillard.
21. Valeria, 1802–1841, verheiratet mit Emanuel Burckhardt, Pfarrer in Rümlingen.

«Antichristische Zeiten» und die Revolutionsjahre in Basel

Martina Vetterli

Johann Rudolf Burckhardt beschreibt in seiner Familienchronik die Geburt und Taufe seines Sohnes Christoph, der am 20. Februar 1794 zur Welt kam. Dabei spricht er den Wunsch aus, dass sein Sohn ein guter Christ werden möge, vor allem «in diesen letzten unchristlichen oder antichristischen Zeiten» sei ihm dies eine Herzensangelegenheit gewesen.¹⁷ Auch anlässlich der Geburt seines Sohnes Johann Rudolf Lukas am 17. Oktober 1800 äussert sich Burckhardt ähnlich zur aktuellen Zeit. Er erwähnt, dass ihm das Apostolische Glaubensbekenntnis «in diesen ungläubigen Zeit[e]n besonders wichtig» sei.¹⁸

Mit diesen «unchristlichen» und «ungläubigen» Zeiten spricht er die durch die Französische Revolution von 1789 ausgelösten politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen in Europa an. Auch seine Heimatstadt Basel blieb davon nicht unberührt, denn die Folgen der Revolution im Nachbarland zeigten sich schon bald in der Schweiz, da enge Verbindungen auf politischer, wirtschaftlicher und geistiger Ebene zwischen den eidgenössischen Orten und

17 Staatsarchiv Basel-Stadt (StABS), PA 517 C 1, S. 35.

18 Ebd., S. 40.

Frankreich bestanden.¹⁹ Die Volksaufstände in Frankreich und ihre Auswirkungen konnten die Basler aus nächster Nähe mitverfolgen. Sie erlebten, wie sich Aufständische im Elsass und im Sundgau gegen die Oberschicht erhoben, und wie Flüchtlinge in der Stadt Basel Schutz suchten. Die Miliz stand in Basel in Alarmbereitschaft.²⁰ Peter Ochs²¹, damals Ratsschreiber, schrieb im August 1789 an einen Freund in Strassburg folgende Zeilen:

«Teurer Freund, stellen Sie sich vor, der Aufruhr in ihrer Provinz stört auch unsere Ruhe; unsere Gegend und die Bollwerke werden von unserer Miliz, von Dragonern und Kanonen geschützt, und tagsüber kontrolliert man aufs schärfste alles, was in unsere Stadt hineinwill und was schon hier ist. Unsere Gefängnisse füllen sich allmählich. Darüber hinaus werden wir von Juden überschwemmt, die von den Bauern geplündert worden sind und unsere Bürger aus Mitleid aufnehmen und ernähren.»²²

Auch in Basel gab es Anhänger der Revolution, die sogenannten «Patrioten», die politische Veränderungen forderten und ihre demokratischen Vorstellungen verwirklichen wollten. Im Basler Rat hatten diese neuen Ideen und die unterschiedlichen politischen Ansichten heftige Diskussionen zur Folge.²³ So stellte z.B. der Grossrat Abel Merian (1738–1808) im September 1789 einen Antrag auf endgültige Aufhebung der Leibeigenschaft, was jedoch damals noch chancenlos war. Auch auf der Landschaft gab es Männer, die, von aufklärerischem Gedankengut inspiriert und durch die politischen Geschehnisse im Nachbarland ermutigt, ihre Forderungen formulierte und dem Basler Rat vortrugen. So reichte Liestal im Juli 1790 einen Antrag bei der Stadt ein, in dem es in Wirtschaftsfragen gleiche Rechte wie die Stadtbürger forderte und eine Befreiung von den restlichen bestehenden Lasten der Leibeigenschaft verlangte. Doch mit Ausnahme der formalen Abschaffung der Leibeigenschaft, die

19 René Teuteberg: Basler Geschichte, Basel 1986, S. 265f.

20 Claudia Opitz: Von der Aufklärung zur Kantonstrennung, in: Georg Kreis/Beat von Wartburg (Hgg.): Basel – Geschichte einer städtischen Gesellschaft, Basel 2000, S. 157.

21 Peter Ochs (1752–1821) war der bedeutendste Vertreter der Basler «Patrioten». Zu Ochs siehe z.B. Beat von Wartburg: Musen und Menschenrechte. Peter Ochs und seine literarischen Werke, Basel 1997.

22 Zitiert nach: André Salvisberg: Revolution in Basel. Ein Lesebuch über Stadt und Landschaft Basel vom Beginn der Französischen Revolution bis zum Ende der Helvetischen Republik 1789–1803, Basel 1998, S. 35.

23 Opitz (wie Anm. 20), S. 157f.

der Rat Ende 1790 doch noch beschloss, konnte die alte Ordnung in Basel vorläufig aufrechterhalten werden.²⁴

Die Lage blieb aber angespannt. Die Berichte über die Radikalisierung der Politik in Frankreich und die darauffolgende «Terrorherrschaft» der Jakobiner in den Jahren 1793 und 1794 erschreckten viele Menschen.²⁵ Es ist sehr wahrscheinlich, dass Burckhardt diese Ereignisse meint, wenn er im Februar 1794 von einer «antichristischen Zeit» spricht. Oder vielleicht denkt er auch an die Kriegshandlungen zwischen Frankreich und den Koalitionsmächten, deren Auswirkungen in Basel spürbar waren, wie die Zerstörung des Arlesheimer Schlosses Birseck durch die Franzosen am 8. Februar 1794.²⁶ Den Krieg Frankreichs gegen Österreich und dessen Verbündete in den Jahren 1792 bis 1797 bekam Basel als Grenzstadt aus nächster Nähe mit, da die Frontlinien mehrmals in der Nähe der Stadt verliefen. Vor allem die Kämpfe um die Festung Hüningen in den Jahren 1796 und 1797 machten die Basler zu unmittelbaren Zeugen von Gefechten. Die Stadt lebte auch dauernd in der Angst, dass die Krieg führenden Parteien ihre Neutralität verletzen könnten, die gegenüber den Grossmächten immer wieder verteidigt werden musste.²⁷ Die Kriegshandlungen und die dadurch entstehenden neuen Territorialverhältnisse hatten auch wirtschaftliche Folgen für Basel. Das Elsass gehörte seit 1789 zur französischen Zollhoheit, und seit 1792 bestand ein Wirtschaftsboykott gegen Frankreich, an den sich auch die Schweiz hielt, worunter die Handelshäuser in Basel sehr litten. Dazu kam, dass die Nahrungs- und Futtermittel durch die Versorgung der Armeen und durch schlechte Ernteeinnahmen knapp wurden, und dass Basel in der Folge unter einer starken Teuerung litt.²⁸

Mit den Siegen Frankreichs unter Napoleon in Oberitalien über die Österreicher und dem Frieden von Campo Formio im Oktober 1797 verschob sich das Mächtegleichgewicht zugunsten Frankreichs. Frankreichs Interessen spielten nun eine dominierende Rolle in der Schweiz, und die Neutralität schien kaum mehr ausreichenden

²⁴ Christian Simon: Die Basler Revolution 1798, in: Basel 1789. Vive la République Helvétique, Basel 1998, S. 21f.

²⁵ Salvisberg (wie Anm. 22), S. 554, und Opitz (wie Anm. 20), S. 158.

²⁶ Vgl. Daniel Burckhardt-Wildt: Tag-Buch der Merkwürdigsten Vorfällen, welche sich seit dem Jahr 1798 in diesen für unsere Stadt Basel unvergesslichen Zeiten zugetragen haben, hrsg. von André Salvisberg, Basel 1997, S. 65.

²⁷ Opitz (wie Anm. 20), S. 158f.; vgl. auch zeitgenössische Berichte in: Salvisberg (wie Anm. 22), S. 150 und ders. (wie Anm. 26), S. 100ff.

²⁸ Opitz (wie Anm. 20), S. 158.

Schutz zu bieten.²⁹ Frankreich war aus machtpolitischen Gründen daran interessiert, dass die Schweiz republikanische Reformen durchführte, und machte seine Wünsche gegenüber der Basler Regierung auch deutlich. Es reifte die Erkenntnis, dass man Reformen nicht mehr länger zurückhalten dürfe, wenn man eine Intervention Frankreichs verhindern wolle. Peter Ochs, der in diplomatischer Mission in Paris weilte, versuchte seine Mitbürger zu überzeugen, dass Frankreich einen Wechsel des politischen Systems erwarte und bereit sei, militärisch einzugreifen, wenn Basel nicht von selbst aktiv würde.³⁰ Über die Befürchtungen der Basler, von den Franzosen annektiert zu werden, berichtete Johann Rudolf Burckhardt in einem Brief vom 13. November 1797 an seinen Sohn Johann Rudolf. Darin schreibt er:

«Ja, man ängstigt die Schwachen unter uns sogar mit dem Gedanken, als ob sie auch die Schweiz theilen und bis zur Quelle des Rheins hinaufsteigen wollten. So viel ist indessen doch gewiss, dass diese durch Siege stolze Nation [...] nimmt was sie kann und mag.»³¹

Seit Ende 1797 wurde die Gruppe der Patrioten, zu denen auch verschiedene Ratsmitglieder gehörten, stetig grösser. Sie trafen sich beim Bierbrauer Erlacher im Rheineck und nannten ihre Gruppe deshalb «Rheineck-Kämmerlein».³² Der älteste Sohn Burckhardts, Johann Lukas, war zum Kummer seines Vaters Mitglied dieses Kämmerleins.³³ Am 1. Januar 1798 trafen sich ca. 150 Patrioten aus der Stadt Basel, aus der Landschaft und teils aus Solothurn zu einem Bankett in Basel. An dieser Zusammenkunft, die auch patriotische Mahlzeit oder Bärenmahlzeit genannt wurde, nahmen einige französische Politiker und Offiziere teil.³⁴ Zu diesem Neujahrstreffen äusserte sich Johann Rudolf Burckhardt wie folgt:

29 Susanna Burghartz: Das Ancien Régime, in: Kreis/Wartburg (Hgg.) (wie Anm. 22), S. 143.

30 Simon (wie Anm. 26), S. 24, 37, 41ff.

31 Dieses und weitere folgenden Zitate stammen aus den Briefen, die Johann Rudolf Burckhardt in den Jahren 1797 und 1798 an seinen zweitältesten Sohn Johann Rudolf, der damals in Göttingen Medizin studierte, schrieb. Siehe Theophil Burckhardt-Biedermann: Die Staatsumwälzung des Jahres 1798. Nach den Papieren eines alten Baslers, Basel 1885, S. 5f.

32 Simon (wie Anm. 24), S. 46; Opitz (wie Anm. 20), S. 162.

33 Die revolutionären Ideen konnten auch zu Konflikten innerhalb von Familien führen. In diesem Fall handelte es sich zusätzlich um einen Generationenkonflikt, in dem sich der Sohn, Johann Lukas, für die neuen Ideen begeisterte, während sein Vater auf die Umwälzungen skeptisch und ablehnend reagierte.

34 Simon (wie Anm. 24), S. 26f.

«Am Neujahrstag war ein Nachtessen zum Bären, wo mehr als 100 Citoyens beisammen waren, darunter H. Meister Legrand und Rathsherr Vischer die ersten sind, dann Erlacher der Küfer bei der Rheinbrücke, Huber Apotheker – und zu meinem Verdruss und Kummer auch unser Lukas, von seinem Onkel Iselin begeistert und eingeweiht in diese politisch-fanatische Zunft – auch Bauren von Liestal, Riehen u.s.w. waren Gäste.»³⁵

Die Patrioten verfassten einen Aufruf, den sie am 9. Januar 1798 an die Basler Bevölkerung richteten und in dem sie «Rechtsgleichheit zwischen Stadt und Land und die Volkswahl der Regierung» forderten.³⁶ Gleichzeitig war die Landschaft aber auch von sich aus aktiv geworden. Sie kritisierte die Verwaltung durch die städtischen Landvögte und formulierte ihre Forderungen an die Stadt Basel. Trotzdem lehnte der Rat politische Reformen weiterhin ab. Die Landschaft reagierte auf diese Zurückhaltung ungehalten und warnte die Stadt Anfang Januar 1798 eindringlich vor den Folgen, wenn der Rat Reformen länger verweigern sollte. Den Worten folgten Taten. Eine Gruppe aus Arisdorf zog am 8. Januar zum Schloss des Landvogtes auf die Farnsburg und zwang diesen, die Urkundenbücher («Freiheitsbücher») herauszugeben, in denen die Aufständischen aus Arisdorf ihre verbrieften Rechte vermuteten. Nach diesem Vorfall mahnte die Stadt die Einwohner der Landschaft zur Ordnung und wies sie an, ihre Klagen beim Rat auf offiziellem Weg über die Landvögte einzureichen. Mit der Mission dieser Botschaft wurden die Ratsmitglieder Hieronymus Christ (1729–1806) und Johann Rudolf Merian (1733–1820), der Vater von Burckhardts dritter Frau Margaretha, beauftragt.³⁷ Johann Rudolf Burckhardt berichtet in einem Brief von der Mission seines Schwiegervaters:

«Heute nun [am 11. Januar 1798] ist der Grosspapa mit Rathsherr Christ ins ganze Land von Gemeine zu Gemeine gegangen, um sie zur Ruhe und Treue gegen eine so milde und landesväterlich für sie sorgende und sie regierende Obrigkeit zu ermahnen und allenfalls auch ihre Klagen anzuhören, die sie aber nicht in einem Auflauf, sondern in der Ordnung vorbringen sollen.»³⁸

Die Mission war nicht von Erfolg gekrönt. Alle Gemeinden beschwerten sich, und teilweise war der Empfang der beiden Räte feindselig. In Liestal eskalierte die Situation, und die Delegierten

35 Burckhardt-Biedermann (wie Anm. 31), S. 10f.

36 Simon (wie Anm. 24), S. 48.

37 Opitz (wie Anm. 20), S. 162; Simon (wie Anm. 24), S. 27ff.

38 Burckhardt-Biedermann (wie Anm. 31), S. 12.

mussten die Ortschaft fluchtartig verlassen.³⁹ Die Stadt versuchte durch eine erneute, diesmal liberalere Delegation, die Untertanen zu beruhigen und umzustimmen, doch ohne Erfolg. Die Liestaler übergaben der Delegation ihre «Vier-Punkte-Forderung», der sich auch die meisten anderen Gemeinden anschlossen. Darin forderten sie Freiheit, Gleichheit und Menschenrechte sowie Volkswahlen für eine konstituierende Versammlung, die eine Verfassung auf der Basis von gleichgestellten Stadt- und Landbürgern ausarbeiten sollte. Da der Grosse Rat jedoch immer noch zögerte, bildeten am 16./17. Januar die Vertreter der Landschaft in Liestal eine provisorische Regierung und erhöhten den Druck auf die Stadt.⁴⁰ Über diese «Revolutionstage» schrieb Burckhardt rückblickend am 29. Januar 1798:

«Der 17. und 18. Januar waren die merkwürdigen Tage, da es sich bei uns zu einer Revolution anliess. [...]. Schon am Morgen [des 18.] erfuhr man, dass das Schloss Waldenburg brenne, und nun hiess es, das Landvolk sei 4000 Mann stark bewaffnet bei Liestal versammelt und wolle auf die Stadt losmarschieren. Und im Elsass stünden 20–30 000 Franzosen ihnen zur Hilfe bereit, wenn die Stadt ihnen nicht gebe, was das Land fordere. Man hatte nämlich falsche Briefe aufs Land geschickt, als ob unser Geheimer Rath Bern und Solothurn um Hilfe angerufen hätte. Das war List und Bosheit; aber man erreichte seinen Zweck. Man trieb die ganze Bürgerschaft in die Angst, und alles stimmte zu, dass Grosse und Kleine Räthe die Landbürger für frei erklärtren.»⁴¹

So mussten die Anhänger der alten Ordnung, bedrängt von drei Seiten – von den Patrioten der Stadt, von den Untertanen auf der Landschaft und von den Franzosen – schliesslich nachgeben. Am 20. Januar 1798 wurde die Freiheitsurkunde für die Landschaft ausgestellt. Eine Delegation wurde nach Liestal geschickt, um das «Freiheitspatent» zu verkündigen. Basel verzichtete damit auf alle seine Rechte über die Untertanen und stellte die Landleute den Stadtbürgern gleich. In der Stadt selbst wurde die Revolution⁴² am 22. Januar 1798 in einer feierlichen Zeremonie im Münster und auf dem Münsterplatz begangen.⁴³ Johann Rudolf Burckhardt berichtete darüber:

39 Simon (wie Anm. 24), S. 29f. Vgl auch die Berichte von Merian/Christ und Hoch bei Salvisberg (wie Anm. 22), S. 275f.

40 Simon (wie Anm. 24), S. 31ff.

41 Burckhard-Biedermann (wie Anm. 31), S. 12ff.

42 Es handelte sich in Basel um eine sogenannte «Revolution von oben», d.h., es fanden keine grundlegenden gesellschaftlichen Umwälzungen durch eine Volksbewegung statt. Die Regierung inszenierte die «Revolution» selbst, um ihren drohenden Sturz zu verhindern.

43 Simon (wie Anm. 24), S. 15f., und S. 50.

«[...] und so wurde denn auch den 22. auf St. Petersplatz das Militär versammelt, mit Musik auf den Münsterplatz gezogen und ein Freiheitsbaum aufgerichtet. Herr Diacon Fäsch bei St. Theodor hielt [im Münster] eine Predigt über Gleichheit und Freiheit, und Abends war Nachtessen. General Dufour war mit mehrern Stabsoffizieren da.»⁴⁴

Anfang Februar 1798 wurde die provisorische Basler Nationalversammlung, unter deren Mitgliedern auch der Schwiegervater Burckhardts, Johann Rudolf Merian, war, vom Volk gewählt.⁴⁵ Die Zeit der Basler Nationalversammlung, die neben den Regierungsaufgaben auch eine Verfassung ausarbeiten sollte, war kurz, aber ereignisreich. Die meisten eidgenössischen Orte folgten dem Beispiel Basels und führten ihre eigenen «Revolutionen» durch. Nur Bern, Freiburg und Solothurn weigerten sich, die alte Ordnung aufzugeben. Frankreich beschloss zu intervenieren und liess seine Truppen am 11. Februar 1798 ins Berner Territorium und somit in die Schweiz einmarschieren.⁴⁶ Gleichzeitig wurde in Paris unter der Leitung von Peter Ochs an einem Verfassungsentwurf für eine einheitliche Helvetische Republik gearbeitet.⁴⁷ Am 22. Februar schrieb Burckhardt zur Situation:

«So sieht es in der 300 Jahre alten schweizerischen Republik aus; sie muss nun in eine neue, philosophische Verfassung umgebildet werden, sie mag wollen oder nicht, weil Frankreich, der Stärkere, Meister ist und es so haben will. Entweder müsst ihr sein und werden, was wir, eure mächtigeren Nachbarn, aus euch machen wollen, oder – den Krieg haben. Ist das Völkerrecht?»⁴⁸

Die oben genannten drei eidgenössischen Orte mussten vor der Übermacht der Franzosen kapitulieren. Nach dem Sieg über Bern Anfang März 1798 wurde ein französischer Regierungskommissar mit der obersten politischen Macht in der Schweiz ausgestattet, und Frankreich zwang den eidgenössischen Orten eine Zentralregierung auf. Die Nationalversammlung Basels stimmte Ende März der helvetischen Verfassung zu und wählte die Mitglieder der neuen Zentralregierung. Am 12. April 1798 wurde die Helvetische Republik ausgerufen und am 18. April 1798 die Nationalversammlung in Basel aufgelöst. Für die folgenden Jahre der Helvetischen Republik,

44 Burckhardt-Biedermann (wie Anm. 31), S. 15f.

45 Opitz (wie Anm. 20), S. 163. Vgl. auch den Bericht von Johann Rudolf Burckhardt in: Burckhardt-Biedermann (wie Anm. 31), S. 20f.

46 Opitz (wie Anm. 20), S. 164f.; Teuteberg (wie Anm. 19), S. 271.

47 Simon (wie Anm. 24), S. 52f.

48 Burckhardt-Biedermann (wie Anm. 31), S. 23.

die bis März 1803 bestehen sollte, war Basel nur noch Hauptstadt eines helvetischen Verwaltungsbezirkes.⁴⁹

Johann Rudolf Burckhardt äusserte in den Briefen an seinen Sohn in den Jahren von 1797 bis 1798 mehrmals Verständnis für das Aufbegehren des Volkes gegen ungerechte und ihre Regierungspflichten vernachlässigende Fürsten. Genauso konnte er die jungen Leute wie seinen Sohn Lukas zum Teil verstehen, wenn sie sich von den neuen Ideen von Freiheit, Gleichheit und Menschenrechten mitreissen liessen. Doch er meinte, der «schöne Schein» trüge und der «Jakobinismus» sei nur in der Theorie gut. Die Ursachen der gesellschaftlichen und politischen Missstände des Ancien Régime sah er alleine in der schlechten Führung der Obrigkeit und nicht in der grundsätzlichen Gesellschaftsordnung verankert. Er meinte, wenn die Fürsten ihre Arbeit getan hätten, dann hätten die Völker auch keine Veranlassung, sich einen anderen Stand zu wünschen.⁵⁰ Er schien die «Untertanen» für unfähig zu halten, politische Verantwortung zu übernehmen und ihre Rechte umsichtig wahrzunehmen. Er verglich die Landleute mit seinen minderjährigen Kindern, die auch nicht sich selbst überlassen werden könnten. Die Stadt sah er als deren Vater oder Vormund, der leider oft zu hart gewesen sei, aber durch seine Erfahrung besser wisse, was gut und richtig für die Bevölkerung sei.⁵¹

Die neuen politischen Verhältnisse nach der Revolution in Basel und unter der Helvetischen Republik hatten auch Einfluss auf Johann Rudolf Burckhardts persönliche Lebensumstände. Er machte sich Sorgen über seine zukünftige Besoldung,⁵² und es kam zu Eingriffen in seine Berufstätigkeit. So erhielten z.B. die Pfarrer der Stadt schon im März 1798 von der Nationalversammlung die Weisung, sich in Zukunft jeder politischen Äusserung zu enthalten.⁵³ Johann Rudolf Burckhardt berichtete darüber:

«Auch Antistes Merian wurde angeklagt, dass er solche Texte wähle und so predige, dass man sehe, er sei an die neue Verfassung nicht anhänglich. Er musste seine Predigen geben und vor dem Erziehungscomité erscheinen um sich zu verantworten. Dabei blieb es. Er und wir Prediger alle bekamen die

49 Opitz (wie Anm. 20), S. 165ff.; Teuteberg (wie Anm. 19), S. 277; Simon (wie Anm. 24), S. 51ff.

50 Burckhardt-Biedermann (wie Anm. 33), S. 4 und S. 16.

51 Ebd., S. 17.

52 Ebd., S. 36ff.

53 Vgl. Salvisberg (wie Anm. 26), Bericht von J. J. Müller, S. 90ff.

Weisung, künftig von politischen Gegenständen auf der Kanzel zu schweigen, so mir sehr lieb ist.»⁵⁴

Auch wenn es Burckhardt wenig störte, dass er sich politisch zurückhalten sollte, machte er sich Sorgen über eine zunehmend härtere Gangart gegenüber der Kirche und über die Zukunft des Christentums. Als Pfarrer und Pietist lehnte er die Idee eines säkularen Staates ab. Er misstraute den neuen philosophischen Gedanken zutiefst und hielt sie für religionsfeindlich. In Briefen wirft er Frankreich sogar «Hass gegen [die] christliche Religion» vor.⁵⁵ Die Helvetische Republik ist für ihn nur eine Kopie der französischen, und dementsprechend negativ beurteilt er sie. So schrieb er bereits im Februar 1798:

«In alles das kann ich mich leicht schicken, so lange es nur politisch betrachtet wird; aber ich kenne leider den Geist der Zeit zu sehr, als dass ich nicht fürchten sollte, das ganze System der Illuminaten oder Freimaurer werde nach und nach eingeführt werden. [...] Es wird kommen, was da kommen soll, nämlich der grosse Abfall, der Widerwärtige, der sich über alles was Gott und Gottesdienst heisst erhebt. (II. Thess., 2) – aber wohl denen, die nicht zu diesen Menschen der Sünde gehören.»⁵⁶

Bereits wenige Monate später sah er seine Befürchtung bestätigt, als er im Juli 1798 festhielt:

«Das System der Freimaurer, der Illuminaten, der Feinde des Christenthums und jeder göttlichen Offenbarung, der Kantianismus und Deismus herrscht durch die fränkischen Waffen über uns, und es ist nicht bloss die Hierarchie des Pabstthums, sondern alle kirchliche Ordnung und Verfassung, die man umstossen will.»⁵⁷

Und im November 1798 prophezeite er seinem Berufsstand eine düstere Zukunft:

«Das traurigste ist, dass sich der Staat ganz von der Kirche trennt, ihr die Nahrungsquellen abschneidet, und dass unsre gesetzgebenden Räthe sich erlauben bei allen Anlässen Spötttereien über Christenthum und Bibelglauben auszustossen und sie dann drucken lassen. Bald will niemand mehr Theologie studieren, weil man voraussieht, dass endlich doch die Gemeinen selber für ihre Lehre werden sorgen müssen, und der grosse Haufe sie nicht mehr wird nöthig glauben.»⁵⁸

54 Burckhardt-Biedermann (wie Anm. 31), S. 28.

55 Ebd., S. 26.

56 Ebd., S. 38f.

57 Ebd., S. 39.

58 Ebd., S. 40.

Trotz der pessimistischen Beurteilung seiner Gegenwart sah Johann Rudolf Burckhardt in den Geschehnissen der Zeit auch das Wirken Gottes. Mehrmals interpretierte er die Ereignisse in den Briefen an seinen Sohn als eine Strafe Gottes.⁵⁹ So schrieb er z.B. kurz vor der Revolution in Basel: «Doch es wird geschehn, was der Herr in seinem Rath beschlossen hat zur Züchtigung der Völker, zur Strafe des unchristlichen Christenthums, und am Ende wird doch sein Name verherrlicht werden.»⁶⁰

Johann Rudolf Burckhardt und der Basler Pietismus

Rebekka Salm

Der Pietismus – eine Einführung

Der Pietismus war eine religiöse Erneuerungsbewegung, die im späten 17. und im Verlauf des 18. Jahrhunderts gleicherweise in der lutherischen wie in der reformierten Kirche entstanden ist. Die Anhänger des Pietismus versuchten sich vor allem von der als totes Gewohnheitschristentum angesehenen, obrigkeitlich regulierten Gestalt der altprotestantischen Kirche abzulösen bzw. diese erneut zu reformieren. Sie drangen auf Individualisierung und Verinnerlichung des religiösen Lebens. Eine tiefe Sehnsucht nach einer persönlichen und authentischen Gotteserfahrung führte die Pietisten zu neuen Formen persönlicher Frömmigkeit und gemeinschaftlichen Lebens. Der Pietismus bewirkte durchgreifende Reformen in Theologie und Kirche und hinterliess tiefe Spuren im gesellschaftlichen und kulturellen Leben.⁶¹

Wurzeln pietistischer Frömmigkeit findet man sowohl in der lutherischen als auch in der reformierten Kirche bereits im ausgehenden 16. Jahrhundert. Als Begründer des Pietismus wird aber gemeinhin Philipp Jakob Spener (1635–1705) angesehen. Wegen seines tiefgreifenden Einflusses auf nahezu alle Richtungen des Pietismus und wegen seiner beharrlichen Kraft zu dessen Durchsetzung gegenüber dem Widerstand der Orthodoxie trägt Spener den

59 Vgl. Äusserungen von Burckhardt in ebd., S. 6, 24, 34 und S. 40.

60 Ebd., S. 6.

61 Hans Dieter Betz (Hg.): Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft, Bd. 6, Tübingen 2003, S. 1342.

Namen «Vater des Pietismus» wohl auch zu Recht.⁶² Im August 1670 richtete er in seinem Studierzimmer in Frankfurt am Main einen freiwilligen Gesprächskreis ein, das sogenannte Collegium Pietatis. Dieser Zirkel bot die Gelegenheit zu geistlichen Gesprächen, zum gemeinsamen Bibelstudium, zur wechselseitigen Erbauung und zum Stiften fester Freundschaften. Das Frankfurter Collegium Pietatis wurde die Keimzelle des lutherischen Pietismus.⁶³ Im Jahre 1675 gab Spener sein Kirchenreformprogramm *«Pia Desideria»* heraus. Es beinhaltet neben der Diagnose des verderbten Zustandes der Landeskirche und der Vorschläge zur Besserung zugleich die pietistischen Glaubenssätze und Forderungen. So verlangte Spener eine strengere Kirchenzucht und die Praxis des allgemeinen Priestertums. Weiter sei den Leuten einzuschärfen, dass das Christentum weniger im Wissen als vielmehr in der Praxis bestehe. Sodann sollten die theologischen Streitigkeiten gemindert und das Theologiestudium zugunsten der Praxis reformiert werden. Vor allem aber sollten die Predigten vom barocken Schwulst, den dogmatischen Abhandlungen und Drohungen befreit werden und sich dem Erbaulichen zuwenden.⁶⁴

Neben dem Pietismus als innerkirchliche Erneuerungsbewegung existierte sowohl im Luthertum als auch in der reformierten Kirche eine weitaus weniger konziliante Ausprägung, für die sich der Name «radikaler Pietismus» eingebürgert hat. Kennzeichen dieses radikalen Pietismus war eine von Gleichgültigkeit bis Ablehnung reichende Haltung gegenüber der Kirche, deren Riten und Theologen für verderbt und nicht reformierbar angesehen wurden.⁶⁵

Der Pietismus in Basel

In Basel entstanden bereits Anfang des 18. Jahrhunderts einzelne pietistische Zirkel in der Stadt und auf der Landschaft. Allerdings ist zu diesem Zeitpunkt eine genaue Abgrenzung zwischen Pietismus und dem schon vorher bestehenden Wiedertäufertum nur schwer möglich.⁶⁶ In den 1720er und 30er Jahren formierten sich zunehmend lose verbundene pietistische Zirkel, etwa im Hause von Lukas

62 Johannes Wallmann: Der Pietismus, in: Die Kirche in ihrer Geschichte, Bd. 4, Göttingen 1990, S. 37.

63 Ebd., S. 43.

64 Ebd., S. 47f.

65 Ebd., S. 80.

66 Vgl. Ernst Rudolf Grob: Die separatistischen Strömungen in Basel im 18. Jahrhundert, Bern 1907.

Fatett (1692–1751), bei Lukas Schmid sowie bei Hans Franz Sarasin (1695–1746). Diese Konventikel duldet die städtische Obrigkeit ebenso wie den gegen Ende des Jahrzehnts einsetzenden Aufbau einer Herrnhuter Diasporagemeinde. In den 1740er Jahren bahnten dann drei Ereignisse einen ernsthaften Konflikt zwischen Teilen der pietistischen Gemeinschaft und der Obrigkeit an: Erstens vollzogen sowohl auf der Basler Landschaft als auch in der Stadt radikale Pietisten und Pietistinnen sogenannte «stille Begräbnisse» ausserhalb des Kirchhofes. Zweitens übernahm der pietistische Pfarrer Hieronymus Annoni 1746 die Kirchengemeinde Muttenz. Seine Predigten und Konventikel zogen Anhänger aus Stadt und Land an und bewegten die Pietisten dazu, das Parochialprinzip zu ignorieren. Und drittens kamen ein Jahr später als Reaktion auf die Hinrichtung eines radikalen Pietisten auf der Luzerner Landschaft dessen Familie und Angehörige nach Basel und strapazierten zusätzlich das Verhältnis zwischen Pietisten und Obrigkeit.⁶⁷ Mit der Zeit spaltete sich die pietistische Bewegung in Basel in zwei Gruppen. Die eine versuchte nach wie vor die Kirche im Inneren zu reformieren, die andere jedoch hatte den Glauben an die Reformfähigkeit und den Reformwillen der Kirche verloren und separierte sich von der Landeskirche. Ihre Anhänger blieben dem Gottesdienst und dem Abendmahl fern, verweigerten den obrigkeitlichen Treueeid, versammelten sich in Erbauungskonventikeln, kritisierten die Kirche, deren Theologen und Riten laut und erregten somit den Zorn der Obrigkeit. Es darf dabei nicht vergessen werden, dass im 18. Jahrhundert in Basel keine Religions- oder Glaubensfreiheit existierte.⁶⁸

Im Jahre 1750 kam es schliesslich zum Eklat, als der mehrfach verwarnte Radikalpietist Jean Mainfait zum Pranger verurteilt wurde. Als Reaktion darauf formierte sich eine pietistische Solidaritätskundgebung, die als Auftakt einer religiös fundierten Bewegung mit politischer Stossrichtung gilt. In den darauffolgenden sogenannten Separatistenprozessen, mit welchen die Basler Obrigkeit durch vielerlei Drohungen und Repressionen die verlorenen «Schäfchen» in den Schoss der Kirche zurückführen wollte, formierte sich ein kleiner Kreis radikaler Pietisten (ca. 12 Personen), die den Widerstand übten. Das Ende der Separatistenprozesse wurde mit der Rückkehr der Radikalpietisten in das städtische Gemeinwesen in

67 Erika Hebeisen: Leidenschaftlich fromm. Die pietistische Bewegung in Basel (1750–1830), Köln 2005, S. 52.

68 Ebd., S. 52 und S. 73.

den Jahren 1754/55 markiert.⁶⁹ Anstelle des Separatismus trat im Basler Pietismus nun das Bedürfnis nach Vergemeinschaftung. Im Laufe der 1750er Jahre fasste eine Strömung Fuss, die sich nicht konsequent gegen die Kirche stellte und somit von der Obrigkeit auch weitgehend geduldet wurde. Vor allem die Diasporagemeinde der Herrnhuter Brüdersozietät sowie die pietistisch gefärbten Predigten und die obrigkeitlich-genehmten Konventikel des Muttenzer Pfarrers Hieronymus Annoni boten eine Alternative zum radikalen Pietismus.

Rund 40 Jahre nach der Brüdersozietät richtete sich mit dem Zentrum der Deutschen Christentumsgesellschaft (ChG) dann eine weitere überregionale pietistische Sozietät in Basel ein. Diese bildete ein Sammelbecken für Pietisten und Pietistinnen, die noch enger als die Brüdersozietät mit der Basler Kirche verbunden waren. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts standen beide Sozietäten, die Basler Brüdersozietät und die Christentumsgesellschaft, in engem Austausch mit der reformierten Landeskirche, wobei der Annäherungsprozess entschieden ein wechselseitiger war. Seit den 1770er Jahren leiteten Basler Pfarrer pietistische Versammlungen, während umgekehrt die Angehörigen der pietistischen Bewegung deren kirchlichen Gottesdienste besuchten. Johann Rudolf Burckhardt kann als gutes Beispiel dieser «Verschmelzung» von Landeskirche und Pietismus angeführt werden.⁷⁰ Im Zuge der Aufklärung und deren politischen Postulaten nach Trennung von Kirche und Staat rückten die Institutionen noch einmal näher zusammen. Ausgehend von der Christentumsgesellschaft entstanden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Basel eine Vielzahl von Gesellschaften und Institutionen. Zu nennen sind z.B. die Basler Bibelgesellschaft (1804), die Basler Missionsanstalt (1815), die Pilgermission St. Chrischona (1840), das Kinderspital Basel (1845) und das Diakonissenhaus in Riehen (1845).⁷¹

Die Pfarrfamilie Burckhardt und der Basler Pietismus

Die Pfarrfamilie Burckhardt mit dem Oberhaupt Johann Rudolf Burckhardt gehörte – wie bereits geschildert – einem Geschlecht an, das im Ancien Régime zu den einflussreichsten und wohlhabendsten Basels zählte. Zudem war sie Teil des pietistischen Milieus in der

69 Ebd., S. 52.

70 Ebd., S. 48f.

71 Ebd., S. 60.

Stadt. Burckhardt erlebte als Gymnasiast und Theologiestudent die politische Radikalisierung der lokalen pietistischen Bewegungen. Später beteiligte er sich als Pfarrer und Familienvater aktiv an der Vergesellschaftung der pietistischen Bewegung in Basel.⁷² Während seiner langen Amtstätigkeit beeinflusste Burckhardt als Angehöriger der städtischen Elite, als Pfarrer mit seelsorgerischen und pädagogischen Aufgaben sowie in pietistischer Gemeinschaft die Kultur der Stadt Basel. Seit 1769 war er Hauptpfarrer an St. Peter und somit Kraft seines Amtes Mitglied des Kirchenkonventes und des Kirchenbannes. Mit ihm sass nun ein Pietist in denjenigen kirchlichen Gremien, die fünfzehn Jahre zuvor die Disziplinierung der radikalpietistischen Bewegung betrieben und durchgesetzt hatten.⁷³

1777 zählte Johann Rudolf Burckhardt aber auch zu den ersten Mitgliedern der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige (GGG), die in diesem Jahr von Isaak Iselin gegründet worden war. Drei Jahre später gehörte er dem ersten Vorstand der Deutschen Christentumsgesellschaft an, und wieder einige Jahre später nahm er zudem regelmässig an den jährlichen Predigerkonferenzen der Herrnhuter Brüdersozietät teil. 1804, ein Jahr nach dem Ende der Helvetik, war er an der Gründung der Basler Bibelgesellschaft beteiligt, und als beinahe achtzigjähriger Mann erlebte er noch die Anfänge der Basler Missionsgesellschaft.⁷⁴

Johann Rudolf Burckhardt war tief verwurzelt im Basler Pietismus. Mehr noch, er war eine treibende Kraft in der fortlaufenden Vergesellschaftung der Bewegung. Trotzdem hinderte ihn seine Zugehörigkeit zur lokalen pietistischen Bewegung nicht daran, sich auch für die regionale Aufklärungsbewegung zu interessieren, welche sich mit ihren Forderungen nach Trennung von Kirche und Staat oft weit von den Anliegen der Pietisten entfernte. Nach Abschluss des Gymnasiums studierte er seit 1755 in Basel Theologie. Ein Jahr später gründete Hieronymus Annoni in Basel die pietistische Gesellschaft von guten Freunden, und Johann Rudolf Burckhardt erlebte die für Pietisten so signifikante und wichtige Erweckung. In seinem Lebenslauf weist er Annonis Predigten die ausschlaggebende Rolle dafür zu.⁷⁵

1770 zog Johann Rudolf Buckhardt mit seiner ersten Frau ins Pfarrhaus an der Stiftsgasse im Zentrum der Stadt. Esther De

72 Ebd., S. 175f.

73 Ebd., S. 183.

74 Ebd., S. 183f.

75 Ebd., S. 184f.

Lachenal war schon damals krank und starb ein Jahr später. Die Ehe blieb – wie erwähnt – kinderlos, weshalb die im Fall «gewöhnlicher» Frauen zumeist ohnehin spärliche Quellenlage hier kaum Rückschlüsse zulässt. Einerseits fehlte die Erinnerung direkter Nachfahren, andererseits war Kinderlosigkeit im pietistischen Milieu ein Stigma. Kinderlosigkeit erschien als harte Prüfung Gottes. Trost boten Gebete, die helfen sollten, die Kinderlosigkeit, die man als «Unfruchtbarkeit der Ehefrauen» ansah, als göttlichen Willen zu akzeptieren.⁷⁶ Die zweite Ehefrau von Johann Rudolf Burckhardt, Valeria Iselin, war wie Esther De Lachenal eine Herrnhuterin. In ihrem Lebenslauf, den Burckhardt unmittelbar nach ihrem frühen Tod für ihre Leichenpredigt entwarf, lobte er zunächst ihre Frömmigkeit. Die Erweckung Valeria Iselins setzte er darin zeitlich bei ihrer Konfirmation an. Damals sei sie zum «Eigenum und Schäflein Jesu»⁷⁷ geworden. Ihr asketischer Lebensstil und der Verzicht auf Eitelkeit und Lüste werden von Johann Rudolf Burckhardt besonders lobend hervorgehoben.⁷⁸

Während für die erste Ehefrau ein Lebenslauf ganz fehlt, ist für die zweite ein handschriftlicher Entwurf und für die dritte eine gedruckte Leichenpredigt überliefert. Den Lebenslauf für seine dritte Frau, Margaretha Merian, diktierte Johann Rudolf Burckhardt als Achtzigjähriger seinen Söhnen. Er folgt in Aufbau und Formulierungen dem typischen Narrativ eines Basler Lebenslaufes, wobei die Erwähnung einer Erweckung die pietistische Frömmigkeit ausweist. Ansonsten wird nach ihrer Herkunft die Heirat mit einem Mann aus der städtischen Elite, ihre Rolle als Mutter, eine Krankheit als religiöse Prüfung und am Schluss ein im pietistischen Sinne «schönes Sterben» thematisiert.⁷⁹

Pietistische Ehe im Hause Burckhardt

Eine Gemeinsamkeit der unterschiedlichen protestantischen Ehelehren ist die Ablehnung der katholischen Auffassung von der Ehe als einem Sakrament. Die Ehe soll zwar ein Symbol der Vereinigung Christi mit seiner Kirche sein, sie ist aber gleich wie in der katholi-

76 Ulrike Gleixner: Todesangst und Gottergebenheit. Die Spiritualisierung von Schwangerschaft und Geburt im lutherischen Pietismus, in: Barbara Duden/Jürgen Schlumbohm/Patrice Veit (Hgg.): Geschichte der Ungeborenen. Zur Erfahrungs- und Wissenschaftsgeschichte der Schwangerschaft, 17.–20. Jahrhundert, Göttingen 2002, S. 95.

77 StABS PA 517 C1, S. 5.

78 Hebeisen (wie Anm. 67), S. 185f.

79 Ebd., S. 187.

schen Kirche nicht heilsnotwendig. Dieser Entsakulalisierung der Ehe stand im Protestantismus jedoch die geistlich-religiöse Überhöhung von ehelicher Partnerschaft gegenüber. Auch in gemässigten Formen des Pietismus stand die Familie immer in einem Bezug zur religiösen Gemeinschaft. Pietistische Familien waren zwar einerseits in eine Gruppe von Wiedergeborenen eingebettet, andererseits aber auch stärker deren geistlicher und sozialer Kontrolle unterworfen, als dies im Rahmen normaler Kirchengemeinden der Fall war. Von Spener und seinen Nachfolgern wurde eine sehr traditionelle Rollenverteilung von Mann und Frau verteidigt, die sich kaum von den im 17. und 18. Jahrhundert allgemein üblichen Vorstellungen unterschied. So beinhaltete die Institution Ehe um 1800 europaweit das Recht des Ehemannes an Person und Eigentum der Frau. Als Gegensatz zum Bild des der Frau übergeordneten Mannes bestand die pietistische Gleichwertigkeit von Mann und Frau vor Gott in ihrer Gottebenbildlichkeit. Von Verbindungen mit Nicht-Pietisten riet die Gesellschaft ab. Die Vermischung von «Gläubigen» mit «Ungläubigen» (alle Nicht-Pietisten) gefährdete die Reinheit der Bekehrten und nicht zuletzt auch die Gemeinschaft.⁸⁰

Als Johann Rudolf Burckhardt und Margaretha Merian heirateten, war er ein gut 40-jähriger Pfarrer, während sie knapp zwanzig Jahre alt und seine ehemalige Konfirmandin war. Ob der grosse Altersunterschied zu reden gab, lässt sich heute kaum mehr feststellen. Wichtig war jedoch, dass die Braut fromm und aus gutem Hause war.⁸¹ So schrieb Georg David Schild an Johann August Urlsperger im März 1780: «nun ist er [Pfarrer Burckhardt] mit einer recht gottseligen und verständigen, zwar noch etwas jungen Person von sehr gutem Haus versprochen [...].»⁸²

Während die Herkunft der Brautleute eine solide Basis für eine bürgerliche Ehe bildete, war die gemeinsame Frömmigkeit Voraussetzung für die geistige Freundschaft als Grundlage einer pietistischen Ehe.⁸³ Spricht Heide Wunder bei der bürgerlichen Ehe im 18. Jahrhundert generell von einem «doppelten Fundament» aus wirtschaftlichen und emotionalen Faktoren, kommt bei einer pietistischen Ehe die Gemeinsamkeit in der pietistischen Frömmigkeit

80 Andreas Gestrich: Ehe, Familie, Kinder im Pietismus. Der «gezähmte Teufel», in: Hartmut Lehmann (Hg.): Geschichte des Pietismus. Glaubenswelt und Lebenswelten, Bd. 4, Göttingen 2004, S. 507ff.

81 Hebeisen (wie Anm. 67), S. 191.

82 Staehelin (wie Anm. 3), S. 135.

83 Hebeisen (wie Anm. 67), S. 190.

als dritter verbindender Faktor hinzu. Sie ermöglichte eine seelische Gemeinschaft oder eben eine «geistige Freundschaft».⁸⁴

Geburt, Tod und Schmerz in der Familie Burckhardt

Leiden und Schmerz sind zentrale Elemente eines pietistischen Diskurses, der sich um die christlich verankerte Hierarchie von Geist und Körper drehte. Pietistinnen und Pietisten verinnerlichten die christliche Marginalisierung des Körpers und werteten folglich auch ihren eigenen Körper ab. Im Gedicht zum Begräbnis der Tochter Veronika am 9. März 1793 heisst es im Familienbuch: «Was denkst du dabey? Meine Seele! Sehnst dich nicht auch nach diesem Glück? Möchtest du nicht auch die Leibeshöhle verlassen gern [...].»⁸⁵ Schmerzen werden als Akt göttlicher Gnade angesehen und zwar nach der Logik: Wen Gott prüft, dem wendet er sich unmittelbar zu und bietet ihm oder ihr die Chance auf Erlösung. Damit wurde der leibhaftige Schmerz symbolisch mit Erlösungspotential und positivem Sinn aufgeladen.⁸⁶ So mussten schwierige und gefährliche Schwangerschaften wie auch Geburten in der pietistischen Frömmigkeit als Prüfungen verstanden und in demütiger Gottergebenheit ertragen werden. Zur pietistischen Kultur gehörte es, dass Frauen wie Männer vor und nach der Geburt Zeugnis über ihre Gottergebenheit ablegten. In Briefen und Tagebüchern liegt die Betonung auf der spirituellen Lektion, niemals auf dem erlittenen Schmerz. Der Herr gilt als Retter und Erlöser aus einem Zustand des Leides und der Schmerzen. So schreibt Johann Rudolf Burckhardt bei der Geburt seines Töchterleins Veronika im Jahr 1791: «die Umstände seiner Mutter waren nach der Entbindung gefährlich doch half d[er] Herr auch hier aus der Not».⁸⁷ Nach einer erfolgreichen Geburt verschmolzen dann Freude über das Gottesgeschenk der Gesundheit von Mutter und Kind mit der Erleichterung, der Kinderlosigkeit entgangen zu sein.⁸⁸

Existentielle Ereignisse wie Geburt und Tod waren in der Grossfamilie Burckhardt allgegenwärtig. Dabei standen sich wie oft im 18. und 19. Jahrhundert beide bemerkenswert nahe: Während in

84 Ebd., S. 193; Heide Wunder: «Er ist die Sonn', sie ist der Mond». Frauen in der Frühen Neuzeit, München 1992, S. 83.

85 StABS PA 517 C1, Einlage zwischen Seiten 34 und 35, Seite II.

86 Hebeisen (wie Anm. 67), S. 210f.

87 StABS PA 517 C1, S. 34.

88 Gleixner (wie Anm. 76), S. 95f.

knapp dreissig Jahren innerhalb zweier Ehen 21 Kinder zur Welt kamen, starben in derselben Zeit fünf von ihnen sowie die Mutter der sechs älteren Kinder. Jede Geburt barg existentielle Gefahren, sowohl für die Gebärenden als auch für die Kinder. Zudem ging das Sterben häufig mit mehr oder weniger intensivem Leiden und körperlichem Zerfall einher. Über Geburten und Todesfälle in seiner Familie führte Vater Johann Rudolf Burckhardt Buch. Er kommentierte einzelne Geburtsvorgänge sowie den gesundheitlichen Zustand einiger Neugeborener. Er verzeichnete Unfälle, beschrieb den Verlauf von Krankheiten und versammelte im Familienbuch Gedichte seiner Angehörigen zum Thema Sterben, Trauer und Tod.⁸⁹ Die Erfahrung des Todes eigener Kinder nimmt im väterlichen Familienbuch vergleichsweise viel Raum ein. Starb ein Kind, beschwore der Vater jedes Mal seine Hoffnung auf dessen Erlösung.⁹⁰ So beschliesst Johann Rudolf Burckhardt den Eintrag zu seinem fünften Kind Hieronymus, welches 1778 geboren wurde und im selben Jahr starb, mit den Worten: «Seine Seele stehet unstreitig in Gottes Hand. Keine Qual röhret sie an.»⁹¹

Johann Rudolf Burckhardts Familienbuch – ein Selbstzeugnis aus dem 18. Jahrhundert

Katharina Suter

Das kommentierte Familienbuch ist nicht unter den Archivalien der Familie Burckhardt im Staatsarchiv Basel-Stadt zu finden,⁹² sondern im Birr'schen Familienarchiv.⁹³ Birr hiess die Herkunfts-familie der Mutter Johann Rudolf Burckhardts. Das Archiv wird jedoch nicht unter ihrem Namen geführt, sondern unter demjenigen ihres Bruders Anton Birr. Bei diesem Onkel hatte Johann Rudolf Burckhardt – wie erwähnt – während seines Theologiestudiums seinen Wohnsitz.⁹⁴ In der Forschung werden Familienbücher zu den Selbstzeugnissen gezählt. Unter Letzteren versteht man Texte, in denen der Autor freiwillige Äusserungen über seine eigene Per-

89 Hebeisen (wie Anm. 67), S. 211.

90 Ebd., S. 213.

91 StABS PA 517 C1, S. 14.

92 StABS, PA 594.

93 Ebd., PA 517. Ein kleiner Nachlassteil von Burckhardt wird unter der Signatur NL 151 in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Basel aufbewahrt.

94 Hebeisen (wie Anm. 67), S. 179.

son und gegebenenfalls auch über seine eigene Familie macht.⁹⁵ Dabei handelt es sich um «Produkte einer nichtadministrativen Schriftlichkeit»⁹⁶ – also nicht um sogenannte «Ego-Dokumente», die sich ausweitend auf sämtliche Quellen erstrecken, in denen ein Mensch über sich selbst, freiwillig, unfreiwillig oder wegen spezieller Umstände berichtet.⁹⁷ Der Begriff der Selbstzeugnisse schliesst Texte, die nicht «aus eigenem Antrieb entstanden»⁹⁸ sind, bewusst aus. Ein weiteres Kriterium ist, dass der Autor auf sich selbst Bezug nimmt und auch in Erscheinung tritt – es soll ein bestimmtes Mass an «Selbstthematisierung durch ein explizites Selbst»⁹⁹ vorliegen. Dabei kann es sich um intime Selbstdreflexion handeln, muss aber nicht. Auch die Darlegung von Familienereignissen kann eine Form von Selbstthematisierung sein, schliesslich ist gerade die Familie «Ausgangs- und Zielpunkt frühneuzeitlicher Selbstverortung».¹⁰⁰ Mit Hilfe dieser Art von Quellen, in denen die Autoren sich selbst, ihre unmittelbare Umwelt und ihre Erlebnisse thematisieren, wird vermehrt ein Zugang zum «historischen Individuum» ermöglicht und die Erforschung der frühneuzeitlichen Mentalitätsgeschichte um neue Aspekte bereichert.¹⁰¹

Der Versuch, Selbstzeugnisse als eigene Quellengruppe zu fassen, gründet in der Entwicklung einer neuen Forschungsperspektive, die sich vor allem für das Individuum interessiert.¹⁰² Die Definitionskriterien dieser Quellengruppe sind weit gefasst. So zählt man herkömmliche Autobiographien, längere Lebensläufe oder auch Tagebücher ebenso zu den Selbstzeugnissen wie Haus- und Familienbücher.¹⁰³ Es handelt sich also um ein nicht sehr einheitliches Textkorpus – das wichtigste verbindende Merkmal der aufgezählten

95 Kaspar von Greyerz: Deutschschweizerische Selbstzeugnisse (1500–1800) als Quellen der Mentalitätsgeschichte. Bericht über ein Forschungsprojekt, in: Klaus Arnold/Sabine Schmolinsky/Urs Martin Zahnd (Hgg.): Das dargestellte Ich. Studien zu Selbstzeugnissen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, Bochum 1999, S. 150.

96 Sebastian Leutert: Geschichten vom Tod. Tod und Sterben in Deutschschweizer und oberdeutschen Selbstzeugnissen des 16. und 17. Jahrhunderts, Basel 2007, S. 21, Anm. 37.

97 Ebd.

98 Benigna von Krusenstjern: Selbstzeugnisse der Zeit des Dreissigjährigen Krieges, Berlin 1997, S. 19.

99 Dies.: Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert, in: Historische Anthropologie 2 (1994), S. 463.

100 Gudrun Piller: Private Körper. Spuren des Leibes in Selbstzeugnissen des 18. Jahrhunderts, Köln 2007, S. 2.

101 Vgl. ebd.

102 Leutert (wie Anm. 96), S. 21, Anm. 37.

103 Piller (wie Anm. 100), S. 1ff. Dort auch das Folgende.

Untergruppen ist der private Rahmen, in dem sie entstanden sind. Allerdings erlaubt dieser Umstand durchaus, dass auch weniger private und häusliche Angelegenheiten Eingang in die entsprechenden Texte finden. So haben neben eher privaten Meldungen über Geburten, Krankheiten oder Todesfälle auch öffentlichkeitsrelevante Dinge wie Patenschaften oder geschäftliche und politische Unternehmungen ihren Platz. Die Texte reflektieren die Verknüpfung von Öffentlichem und Privatem im familiären Leben, wobei sie häufig nur an die Familie selbst adressiert sind.

Kriterien für die Definition von Selbstzeugnissen, die allen betroffenen Texten gerecht würden, sind nur schwer formulierbar. Denn die Unterschiede in Form, Umfang, Inhalt und eben auch in der Funktion sind erheblich. Wegen der problematischen Definition wurden lange viele Arten von Selbstzeugnissen aus der historischen, aber auch aus der literarischen Forschung ausgeschlossen – die Folge war eine tendenzielle Beschränkung auf edierte Autobiographien, bei denen die Gattung eindeutig war und die dadurch auch an bestehende Traditionen anschlossen. Ausgeblendet wurden durch strenge Kriterien, gerade hinsichtlich der Gattung, häufig weibliche Texte. Ebenso mussten die unzähligen Mischformen, Fragmente und untypischen Texte wegfallen. Da aber die Selbstzeugnisforschung die historische Bedeutung der autobiographischen Texte erfassen und deren Vielfalt wahrnehmen will, bezieht sie eben auch spröde, untypische, rein narrative, unreflexive, fragmentarische und unzählige unedierte Texte mit ein. Gudrun Piller plädiert schliesslich dafür, Selbstzeugnisse nicht als formal bestimmmbare Textsorte aufzufassen, «sondern das Selbstzeugnisschreiben als eine kulturelle Praxis zu verstehen».¹⁰⁴

Bereits in den städtischen Gesellschaften des Spätmittelalters entstanden vor allem in den gebildeten Oberschichten private Aufzeichnungen in Form sogenannter Familienbücher, die sich in einigen Fällen gar zu regelrechten Autobiographien entwickelten.¹⁰⁵ Die Autoren dieser Texte wollten sich und ihren Familien einen Platz im Gedächtnis und der Vergangenheit der Stadt sichern. In den Familienbüchern wurden daher Genealogien, Heiratsverbindungen und die Nachkommenschaft festgehalten. Manchmal fanden auch politische und soziale Taten der Autoren Eingang in diese Werke.¹⁰⁶

104 Ebd., S. 3.

105 Birgit Studt: Einführung, in: dies. (Hg.): Haus- und Familienbücher in der städtischen Gesellschaft des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit, Köln u.a. 2007, S. IX.

106 Ebd., S. X.

Diese Art von Familiengeschichtsschreibung war im Italien des Spätmittelalters vor allem in den Kreisen der reichen toskanischen Kaufleute verbreitet. Doch auch im restlichen Europa entstanden gerade in der frühen Neuzeit viele derartige Aufzeichnungen der Hausväter, die häufig über Generationen hinweg weitergegeben wurden.¹⁰⁷ So konnte einerseits gegen innen die familiäre Tradition, Kontinuität und Identität gestärkt werden,¹⁰⁸ anderseits drückten sie ein exklusives Selbstverständnis aus und dienten der Repräsentation der Familie.¹⁰⁹ Umfang und Inhalt der Familienbücher können aber sehr unterschiedlich sein – häufig gibt es Einträge zur Familiengeschichte und Genealogie, manchmal sind autobiographische Passagen des Hausvaters eingewoben. Zudem gibt es Abschnitte zur Geschichte bestimmter Verwandtschaftsgruppen, und meist beinhalten sie die Geburten, Todesfälle und Hochzeiten der Familienangehörigen. In der Regel ist die Fortsetzung durch die Nachkommen zumindest intendiert, und häufig werden die familiengeschichtlichen Aufzeichnungen in kaufmännisches, hauswirtschaftliches, ethisches, politisches, literarisch-erbauliches oder allgemein historisches Handlungs- und Erfahrungswissen eingebettet.¹¹⁰ Der Schreiber versucht sein Selbst im Umfeld seiner Familie und seiner Beziehungen, die bei Patenaufzählungen deutlich werden, zu konstituieren. Im Text dominiert dieses Umfeld häufig, während der Schreiber als Person zurücktritt.¹¹¹ Die Hauschronik oder das Familienbuch ist im 16. Jahrhundert immer noch die häufigste Art autobiographischen Schreibens – welche Formen von Aufzeichnungen darin Eingang finden, ist relativ offen. Die Palette der Variationen erstreckt sich von chronikalischen, familiären und biographischen Niederschriften bis zu blassen Sammelsurien von Fakten, oder auch Passagen der Selbstschilderung – je nach Schreibanlässen, Schreibweisen und Autoren.¹¹²

In den Basler Selbstzeugnissen des 16. und 17. Jahrhunderts werden stets die Patenschaften erwähnt, und die Kernfamilie bleibt

107 Birgit Studt: Erinnerung und Identität. Die Repräsentation städtischer Eliten in spätmittelalterlichen Haus- und Familienbüchern, in: dies. (wie Anm. 105), S. 2f.

108 Piller (wie Anm. 100), S. 120.

109 Studt (wie Anm. 107), S. 5f.

110 Dies. (wie Anm. 105), S. XII.

111 Kaspar von Greyerz/Fabian Brändle: Basler Selbstzeugnisse des 16./17. Jahrhunderts und die neuere historische Forschung, in: Werner Meyer/Kaspar von Greyerz (Hgg.): *Platteriana. Beiträge zum 500. Geburtstag des Thomas Platter (1499–1582)*, Basel 2002, S. 60.

112 Ebd., S. 59.

der Bezugspunkt des Autors. Dies gilt auch für das vorliegende Familienbuch von Johann Rudolf Burckhardt, in dem eine besonders starke Konzentration auf die Kernfamilie, ihre Geburten, die Taufen und dabei eingegangene Patenschaften und kurze Porträts einiger betroffener Familienmitglieder vorherrscht. Weder Knechte noch Mägde werden erwähnt, und auch wirtschaftliche oder weltpolitische Einträge fehlen vollständig. Dieser Typ Familienbuch, bei dem keine Vermischung von familiären und chronikalischen Einträgen erfolgt, ist selten. Dasjenige von Burckhardt darf man aber wohl dazu zählen. Weder er noch die Nachkommen, die sein Heftchen weiterführten, fügten ausserfamiliäre Informationen hinzu. Die einzigen, sehr kurzen Einträge, die man mit etwas Fantasie als politische Stellungnahme einordnen könnte, sind einige Ausrufe Burckhardts bei den Taufwünschen seiner letzten Kinder. Hier findet man Aussprüche wie «besonders in diesen letzten unchristlichen oder antichristischen Zeiten»¹¹³ und «die Artikel des Apostolisch[e]n Glaubensbekenntnisses waren mir in diesen ungläubigen Zeit[e]n besonders wichtig». ¹¹⁴ Vermutlich bezog er sich dabei auf die Folgen der französischen Revolution. Eine spätere Hand hat im Eintrag zu Christof Burckhardt eine etwas weitgreifendere Information hinzugefügt:

«C[hristof] war vor seiner Ausreise in den Orient der erste theologische Lehrer im Basler Missionshaus gewesen. – Er war der Erste, der in e[inem] Brief an das Basler Missionskomitee (v. 16. März 1818 aus Kairo) den Gedanken ausgesprochen hatte, es müssten, um die islamische Welt zu christianisieren, zuerst die halb erstorbenen alten Kirchen des vorderen Orients neu belebt werden, dann könnte das Evangelium ungehindert durch ganz Afrika und Asien hin ausstrahlen.»¹¹⁵

Aber dies sind bereits die einzigen Angaben, die zumindest etwas vom Familiengeschehen wegführen.

Johann Rudolf Burckhardts Familienbüchlein ist nicht sehr ausführlich. Es diente laut seinen eigenen Aussagen in erster Linie der Aufzählung von «Geburt und Tauff meiner sämtlichen Kinder». ¹¹⁶ Seine erste Frau Esther de Lachenal bleibt unerwähnt – vielleicht begann er das Büchlein gar erst nach dem Tod seiner zweiten Frau Valeria Iselin, die ihm sechs Kinder und damit eine eigentliche Fami-

¹¹³ StABS, PA 517 C1, S. 35.

¹¹⁴ Ebd., S. 40.

¹¹⁵ Ebd., S. 35.

¹¹⁶ Ebd., Titelblatt.

lie schenkte, denn er fängt seine Aufzeichnungen mit einer Lebensbeschreibung (er nennt es «Personalia») seiner zweiten Frau an, in der er sie als fromm und tüchtig lobt und auch ihren Tod beschreibt. Dieser erste Eintrag ist sehr lang, er umfasst die ersten vier Seiten des Heftchens – der Autor holt regelrecht zu einer *laudatio funebris* aus – danach schreitet er zu den Einträgen über die Geburten und Taufen der Kinder, inklusive der Patenschaften.¹¹⁷ Die dritte Frau, Margaretha Merian, wird auf Seite 16 hingegen nur sehr kurz mit einem Porträtschildchen, unter dem ihre Lebensdaten gedruckt stehen, vorgestellt. Hier wird deutlich, dass dieses Familienbuch, wohl auch weil es über eine längere Zeit hinweg geführt wurde, keinen verbindlichen Prinzipien unterworfen war.

Im vorliegenden Falle bilden die Geburten gleichsam Struktur und Gliederung des Familienbuches, sie sind zudem Anlass und Zweck des Textes. Das ist nicht ungewöhnlich. Die Geburt der eigenen Kinder ist das meisterwähnte Ereignis in den Selbstzeugnissen, besonders in Familienbüchern. Die Geburt war nämlich gleichzeitig ein körperliches, gesellschaftliches und familiäres Ereignis, das darüber hinaus im Schnitt alle zwei Jahre wieder aktuell wurde. Da sich Geburten für Mutter und Kind immer auch nahe am Tode abspielten, waren sie zwar für den Erhalt der Familie sehr wichtig, stellten aber ebenso angstbesetzte Momente der Unsicherheit dar.¹¹⁸ Trotzdem bleibt es in den meisten Familienbüchern bei standardisierten und sehr kurzen Geburtseinträgen. Auch bei Burckhardt ist das der Fall: Er nennt als erstes Datum und Stunde der Geburt sowie den Namen und das Geschlecht des Kindes, gibt einen Kommentar zur Schwierigkeit der Geburt (hier variiert er seine Formulierungen gerne), nennt das Taufdatum sowie die Paten und schliesst mit einem religiösen Wunsch für das Kind. Danach finden sich bei allen Kindern Einträge von späteren Händen, die Auskunft über ihre Ehen, Berufswege, Kinder und Todesarten geben. Zuweilen wurden noch kleine Gedichte oder auch Bildchen eingefügt. Gudrun Piller findet die Kürze der Geburtsdarstellungen unter der Berücksichtigung der Gefahr, die eine Geburt für Mutter und Kind und eben auch für die Familie selbst bedeutete, bemerkenswert.¹¹⁹ Zudem fällt die Formelhaftigkeit auf. Einige Interpretationen deuten

¹¹⁷ Hier ergänzten später andere Schreiber jeweils die Todesdaten und fügten Informationen zum Werdegang der Kinder und ihren späteren Ehepartnern hinzu.

¹¹⁸ Piller (wie Anm. 100), S. 109.

¹¹⁹ Ebd.

dies einfach als «gattungstypisches Merkmal»¹²⁰ oder als «Schutz vor Enttäuschungen und ein Zeichen des blinden Gehorsams gegenüber Gott».¹²¹ Manchmal wird auch auf die Abwesenheit der schreibenden Ehegatten beim Geburtsvorgang selbst verwiesen.¹²² Allerdings finden sich auch von schreibenden Frauen keine dramatischen Geburtsschilderungen.¹²³

Bei Johann Rudolf Burckhardt fällt auf, dass er sich innerhalb seines Schemas für seine Geburtseinträge doch immer wieder um individuelle Formulierungen bemüht. Neben Angaben zu den Umständen der Geburt nennt er häufig auch Gott als «Geburtshelfer». Sein erstes Kind kündigt er nur kurz, aber durch die Verwendung des Possessivpronomens «unser» doch mit einem gewissen Einbezug der Frau an: «Anno 1773 [...] erblickte das Licht der Welt unser Liebes Kind Johann Lukas [...]»¹²⁴ – beim zweiten Kind ist in der Formulierung bereits ein Dank an Gott sowie eine Aussage zu den Umständen der Geburt zu entnehmen: «Im Jahr 1774 den 16 Septembbris Nachmittag um 3/4 nach Zwey Uhr ist unser zweytes Kind, Gottlob, glücklich zur Welt erbohren worden.»¹²⁵ Anlässlich des fünften Kindes schreibt er: «Im Jahr 1778 den 27 Julii Montag Morgens um 5 Uhr half der Liebhaber der Menschenkinder unserem fünften Kind glückl[ich] auf die Welt»¹²⁶ und bei einer besonders schweren Geburt seiner dritten Frau Margaretha meinte er: «[...] erblickte das Licht dieser Welt Ein Töchterlein, bey dessen Geburt die Eltern über die gnädige Hülfe des Herren erstaunen mußten.»¹²⁷ Beim zweiten Kind Johann Rudolf bringt der Vater in einem Nachtrag erneut Gott, diesmal aber eher als Behüter der Familie, zur Sprache. Mit fünf Jahren stürzte der kleine Johann Rudolf über ein Treppengeländer auf Steinplatten hinunter, ohne sich ernsthaft zu verletzen. Der Vater kommentiert den Vorfall im Familienbuch folgendermassen: «Es waren ohne Zweifel besondre Göttliche Bewahrung.»¹²⁸ Es wird deutlich, wie wichtig die Religion und eben auch die vertrauensvolle

120 Ebd., S. 123.

121 Laurel Thatcher Ulrich: Ihre Arbeit – seine Arbeit. Geburtsberichte in Tagebüchern aus Neuengland im 18. Jahrhundert, in: Jürgen Schlumbohm/Barbara Duden u.a. (Hgg.): Rituale der Geburt. Eine Kulturgeschichte, München 1998, S. 30f.

122 Piller (wie Anm. 100), S. 123.

123 Ebd., S. 130.

124 StABS, PA 517 C1, S. 4.

125 Ebd., S. 5.

126 Ebd., S. 14.

127 Ebd., S. 23.

128 Ebd., S. 5.

Beziehung zu Gott in der Pfarrersfamilie waren. Gudrun Piller weist darauf hin, dass im 16. Jahrhundert die Frauen als Gebärende oft unerwähnt bleiben, während sie im 18. Jahrhundert einbezogen werden. Burckhardt scheint da keinen festen Prinzipien zu folgen. Bei den früheren Einträgen spricht er manchmal von «wir» oder «uns». Später nutzt er Formulierungen wie «[...] wurd meine Gel[iebte] Frau [...] entbunden»,¹²⁹ manchmal blendet er aber auch die Mutter völlig aus und schreibt nur: «[...] erblickte das Licht dieser Welt mein 4tes Töchterlein [...].»¹³⁰

Neben der Geburt und praktisch gleichbedeutend steht die Taufe, die Burckhardt immer unmittelbar nach der Geburtsnotiz anfügte. Stets nennt er neben Taufort und Taufdatum auch den taufenden Pfarrer. Die Taufe fungierte quasi als Abschluss der Geburt oder gar als eine Art zweite Geburt, sie wandelte das als Heide geborene Kind in einen Christen um, und integrierte es in die soziale und religiöse Gemeinschaft. Die Taufe und die Wahl der Paten waren der erste Akt einer gesellschaftlichen Vernetzung.¹³¹ Zweifelsohne geschieht auch bei Burckhardt durch die Wahl der Paten, die allesamt bekannte Familiennamen wie Merian, Zäslin, Socin und so weiter tragen, eine Integration des Kindes (aber auch der Familie selbst) in die Basler Bürgschaft. Denn die Patenschaften begründeten zwar im religiösen Bereich «eine spirituelle Verwandtschaft», doch im städtisch-bürgerlichen Alltag dienten sie eben auch einem «networking» und sicherten so die soziale Patronage, auf die damals kein Angehöriger der Ständegesellschaft verzichten konnte.¹³² Für Johann Rudolf Burckhardt, der selbst als Pfarrer amtete, hatte die Taufe aber zweifelsohne in erster Linie eine wichtige religiöse Bedeutung. So merkt er bei jedem Kinde auch an, was ihm bei der Taufe als Fürbitte und Wunsch für den Lebensweg des Kindes besonders wichtig war. Dadurch öffnet er sich persönlich, tritt selbst aber auch deutlich in seiner gesellschaftlichen und religiösen Funktion als Pfarrer hervor.

Zusätzlich zu den familiären Einträgen finden sich im vorliegenden Familienbuch mehrere Gedichte, die anlässlich von Todesfällen verfasst wurden. Dies ist nicht ungewöhnlich.¹³³ Sie verleihen dem Familienbuch, in dem sonst chronikalisch-familiäre Einträge über-

129 Ebd., S. 15.

130 Ebd., S. 27.

131 Piller (wie Anm. 100), S. 126f.

132 Von Geyrerz (wie Anm. 111), S. 62.

133 Leutert (wie Anm. 96), S. 48.

wiegen, eine interessante persönliche Färbung, die den Blick auf die Individuen der Familie und ihre Lebenswelt erweitert.

Zum Schluss lässt sich zusammenfassen, dass im Familienbuch von Johann Rudolf Burckhardt die Einträge von Geburten, Taufen und Patenschaften gliedernd wirken. Später Hände haben in erster Linie die Lebensläufe der genannten Kinder ergänzt. Auffällig und einer genaueren Betrachtung würdig ist die längere Passage über Leben und Sterben der zweiten Ehefrau. Ebenfalls fruchtbar machen liessen sich mit Sicherheit die zum Teil recht umfanglichen Gedichte, die hauptsächlich den Tod thematisieren. Neben oder vielleicht auch gerade wegen der zentralen Geburten findet der Tod durchgängig schriftlichen Niederschlag. Das Familienbuch birgt so, obwohl es auf den ersten Blick eher dürtig wirkt, einige interessante Einblicke in den Umgang mit Geburt und Tod in einer stark religiös bestimmten Familie.

Das Familienbuch von Johann Rudolf Burckhardt – die äussere Form

Rebekka Salm

Zum Schluss soll ein Blick auf die äussere Form des Familienbuchs geworfen werden. Das blau eingefasste Heft im Format A5 umfasst 24 zumeist beidseitig beschriebene Seiten. Beim konsequenten Anbringen von Seitenzahlen kommt man auf 48 nummerierte Seiten; ein zeitgenössischer Verfasser von Ergänzungen, oder gar Johann Rudolf Burckhardt selber, nummerierte lediglich 40 Seiten. Die Differenz ergibt sich daraus, dass der zeitgenössische Verfasser mit der Nummerierung erst nach dem Lebenslauf von Valeria Iselin, mit der ersten Kindsseite von Johann Lukas Burckhardt, beginnt. Unbeschrieben sind die Seiten 8–10, 14, 16–18, 24 und 38.¹³⁴ Hingegen wurden an verschiedensten Stellen zusätzliche Einlageblätter eingeklebt, welche zumeist Gedichte zum Tod und der Erlösung enthalten. Das Familienbuch beinhaltet neben den bereits erwähnten Eintragungen zu Übergangsriten wie Geburt Taufe, Konfirmation und Tod auch kurze Krankengeschichten und Ausbildungsskizzen.

Der Verfasser des Familienbuches ist in erster Linie Johann Rudolf Burckhardt. Jedoch wurden die Einträge von späteren Generationen

134 Die Nummerierung basiert auf der Annahme, dass jede vorhandene Seite eine Seitenzahl trägt, und weicht somit von der Version Johann Rudolf Burckhardts ab.

ergänzt und weitergeführt und zwar in Ausnahmefällen bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts. So weist das Familienbuch eine Vielzahl an «Co-Autoren» und «Redaktoren» auf. Burckhardt verwendete für seine Aufzeichnungen schwarze Tinte. Einige Ergänzungen beziehungsweise Unterstreichungen wurden mit blauer Tinte oder Bleistift beigefügt. Auf Seite 2 des Familienbuches werden die Namen und Lebensdaten von Johann Rudolf Burckhardt und seiner drei Ehefrauen sowie die Hochzeitsdaten aufgeführt. Beim ersten zusammenhängenden Text ab Seite 3 handelt es sich um den Lebenslauf von Valeria Burckhardt-Iselin, der zweiten Ehefrau Johann Rudolf Burckhardts. Der Fokus dieses Lebenslaufs liegt auf der religiösen Erziehung und auf dem frommen Charakter der Protagonistin.

Auf den Kinderseiten werden die Namen der 21 Kinder, der genaue Zeitpunkt ihrer Geburt, das Datum der Taufe sowie die Namen der Taufpaten aufgeführt. Ein Mädchen erhielt jeweils einen Paten und zwei Taufpatinnen, ein Junge eine Patin und zwei Taufpaten. Zusätzlich notiert der Vater für jedes seiner Kinder, auf welche Losung, biblische Figur oder rituelle Handlung während des Taufgottesdienstes besonders Gewicht gelegt wurde. Dies verband er jeweils mit einem frommen Wunsch für die Zukunft seiner Kinder. Zum Teil wird der Geburtsverlauf näher kommentiert, sprich: ob ein Geburtshelfer vor Ort war, ob die Geburt mit Schwierigkeiten verbunden oder gar eine Notaufe nötig war.

Neben diesen regulären Einträgen finden sich einige handverlesene Porträts, Briefe und Gedichte. Auf Seite eins ist ein Porträt von Johann Rudolf Burckhardt selber, als Einlage zwischen Seite 6 und 7 ein Porträt seines Sohnes Johann Lucas Burckhardt und ein Gedicht zu Ehren des Heilands zu finden. Auf Seite 20 ist die dritte Frau Margaretha Merian auf einem Druck im Profil zu sehen. Als Einlageblätter zwischen Seite 38 und 39 sind neben einem Porträt des Sohnes Christoph Burckhardt, Missionar in Syrien, auch Fotos seiner Grabstätte in Aleppo sowie ein Trostgedicht vom sterbenden Christoph Burckhardt an seine trauernde Mutter eingefügt. Als Einlage zwischen den Seiten 42 und 43 ist Johannes Burckhardt in zwei unterschiedlichen Stadien seines Lebens abgebildet. Die Kehrseite dieses Einlageblattes weist einen Zeitungsartikel aus dem Schaffhauser Tagblatt vom 15. Juni 1869 aus, der den Tod des Pfarrers Johannes Burckhardt, Seelsorger der Steiggemeinde, verkündet.¹³⁵

135 Hebeisen (wie Anm. 67), S. 179; StABS, PA 517 C1.